TRAUM VOM VERSCHWUNDENEN JERUSALEM

Grigori Kanowitsch

Von IHR träumte ich wohl schon in der Wiege - lange bevor ich SIE zum ersten Mal sah; lange bevor SIE im fünfundvierziger Jahr mich in ihre blutbesudelte, vom Qualm des Krieges verätzte Umarmung schloß; lange bevor sich in IHR das Grab hü-gelte, dessen Erde all meine Freuden verdunkelte und all meine Leiden für immer in giftig-gelbes Braun einfärbte, denn darunter fand die ewige Ruhe (und fand sie sie denn?) meine Mama, ihr Andenken sei gesegnet!

In meinem schon recht langen Leben hielt ich mich in vielen Städten auf -in New York und Paris, in Toronto und Genf, in London und Turin, in Prag und Warschau, doch nicht eine von ihnen, so großartig, einmalig und begehrenswert sie auch sind, erschien mir im Traum.

In meine Träume kam nur SIE, als einzige Stadt der Welt.

Im Traum sah ich ihre Straßen und die engen Gäßchen, dünn wie die Leinen, auf denen seit eh und je der Juden Wäsche flatterte - nicht trocken zu kriegen wegen der vielen Tränen, durchtränkt vom Blau unerfüllter Hoffnungen, kühn und hochfliegend wie Morgenwolken, durchtränkt vom Schimmer der Phantasiefloten, die sich über die ungefestigten Seelchen der Straßenkinder ergossen, der Jungen und Mädchen mit den klangvollen Königsnamen: Judith und Ruth, Salomon und David.

Im Traum sah ich ihre Ziegeldächer, auf denen Katzen umherspazierten wie Engel und Engel wie Katzen. Im Traum sah ich ihre Pflasterdämme, wo jeder bucklige Stein einem Stück von Moses Gesetztafel ähnelte. Im Traum sah ich ihre Synagogen und ihre Märkte - inbrünstiges Gebetsgestammel verschmolz in meinen nächtlichen Visionen mit den wilden Rufen der Marktschreier:

„ Kugl!. Heiße Bejgl!. Frische Fische!“ Die Rufe klangen bedrohlich und zugleich andächtig wie Psalmen, und die Händler sahen aus wie die alten Propheten: ihr graues Zottelhaar wehte im Wind; eine überirdische Glut glomm in ihren Augen; der Kartoffelstand eines alten Weibleins roch beileibe nicht nach dem schwarzen, verrußten Öfchen aus der Sawalnaja- oder Nowogradskaja-, der Mjasnizkaja- oder Rudnizkaja-Straße, sondern verströmte den Duft eines Opferaltars am Fuße des Berges Hermon oder des Hügellandes Juda.

In meiner Kindheit, selbst schon so fern wie ein Traum, speisten sich die Traumvisionen von IHR, der wunderbaren und für mich unerreichbaren Stadt, aus den endlosen, umständlichen Erzählungen der Hausgenossen - Großmutter und Großvater, der Onkel und Tanten, die nie über unseren Marktflecken hinausgekommen waren und trotzdem über alles genau so gut Bescheid wußten wie der liebe Herrgott selbst -, aus den Erfindungen unserer zahlreichen Nachbarn, die gesprächig und ungeheuer einfallsreich waren (tagein-tagaus verzierten meine Landsleute das graue Leintuch des Lebens mit ihren Einfällen), und der hungrigen Wanderer und Bettler, die bei uns, am Ufer der Wilija, anklopften und sich für Kost und Logis freigebig mit Geschichten („majsses“) revanchierten.

Ihre gemächlichen Berichte, ihre langen Erzählungen, die sich zuweilen bis zum Morgengrauen hinzogen, regten die Phantasie an wie die österliche Haggada. Herrgott, wieviel Berausches steckte in diesem herrlichen, in diesem unvergeßlichen Gefasel, in diesen bestürzenden, segensreichen Halbwahrheiten!

Schwindlig wurde einem davon, das Haus war erfüllt von wehmütig-glücklichen Seufzern und Ausrufen, in denen sich Sehnsucht und Begeisterung, Leidenschaft und heimliche Hoffnungen mischten.

„Oh!“ rief meine Tante Chawa und wischte verstohlen eine Träne weg. Sie, die alte Jungfer, träumte ebenfalls von IHR: Vielleicht öfter als ich. Ihr erschien sie im Traum in Form eines Hochzeitsbaldachins auf einer großen Wiese, und unter diesem Baldachin stand sie selbst, ganz in Weiß und völlig aufgelöst vor Glück, neben ihrem Erwählten. Dort, in dieser erstaunlichen Stadt, konnten selbst die armseligsten Mauerblümchen heiraten. Dort tauschten jede Stunde und jeden Tag, den Gott werden ließ, Bräutigame und Bräute goldene Ringe. Wilno war für meine Tante Chawa solch ein im Weltall treibender goldener Ring.

„Uch!“ seufzte wohligh, wie in der Badestube, mein Onkel Leiser, wenn IHR Name fiel. Auch ihm erschien SIE im Traum. Onkel Leiser träumte, man hätte ihn zum Gemeindevorsteher der Großen Synagoge gewählt und er trüge eine perlenbestickte Kappe, die seinen Kopf im Dunklen leuchten ließe wie einen Stern am Himmelszelt. Leiser stellte sich vor, er würde neben dem Rabbi Eljahu beerdigt. Wenn das Schicksal ihm schon zumutete, sich so viele Jahre in einem Kaff wie unserem Marktflecken herumzuquälen, dann wollte er wenigstens nach seinem Tod eine Grabstelle neben dem Gaon von Wilno haben, dem Gerechtesten aller Gerechten, dem Weisesten aller Weisen.

„Tja-a-a!“ mummelte genüßlich der Bäcker Rachmiel, der in dieser erstaunlichen Stadt zur Welt gekommen war, den es aber schon als Kleinkind ins heidnische Litauen verschlagen hatte. In ihm gärten andere Träume als in Leiser, eine perlenbestickte Kappe galt ihm keinen Pfifferling, und es war ihm gleichgültig, neben wem er auf dem Friedhof liegen würde - der Friedhof ist ja kein Brautbett -, doch jedesmal, wenn von Wilno die Rede war, sah er sich als Besitzer einer Konditorei gegenüber der Großen Synagoge, wo von morgens bis abends Rosinen- und Zimtbrötchen verkauft wurden, die nach Paradies dufteten. Der Allmächtige höchstpersönlich würde nach der Morgenandacht bei ihm einkehren, um davon zu kosten.

Aus diesen Geschichten, auf denen Übertreibungen wucherten wie Wildblumen auf ungepflügtem Felde, aus diesen Erzählungen, die abwechselnd das Herz sinken und dann wieder fieberhaft flattern ließen, aus all diesen Seufzern und Ausrufen, Hinweisen und zaghaften Andeutungen erstand etwas, das es unter keinem Dach in unserem Markt Flecken gab, das man hinter keinem Fenster erspähen konnte, selbst wenn das Fenster einen goldenen Rahmen gehabt hätte. Wie im Kaleidoskop fügte sich daraus das Bild der Stadt aller Städte, der jüdischen Insel im Ozean von Haß und Fremdheit, das Bild der Metropole jüdischer Frömmigkeit und Weisheit. Was da zum Vorschein kam und stolz dahinglitt wie ein Schiff in funkelndem Lichterschmuck, war SIE, die Stadt der Träume.

Ein erstaunliches Schiff - es fuhr gleichzeitig auf dem Wasser, in der Luft und auf dem Lande. Jedes Haus lief es an, jede Hütte, wie einen Hafen. Seine Laderäume waren voller Schätze und Kostbarkeiten und stets für alle geöffnet: Bedient euch, füllt euch die Taschen und die Seelen, ihr Armen und Reichen, ihr Klugen und Einfältigen, ihr Glücklichen und Unglücklichen!

Noch heute klingt in meinen von Erinnerungsgeröll verstopften Ohren das Tuten der Schiffssirene, das wohl bis an mein Lebensende nicht verstummen wird. Es weckt Lebendige und Tote auf.

Zwischen Traum und Wirklichkeit lagen nur dreißig Kilometer. Was ist das schon für eine Entfernung, heutzutage im Zeitalter von Überschallflugzeugen und leistungsstarken „Mitsubishi“? Aber damals!... Damals schien der Weg von unserem Markt Flecken bis nach Wilno so weit zu sein wie bis zum Sternbild des Großen Bären.

Die Unerreichbarkeit heizte Sehnsucht und Liebe an. Wie meine Großmutter immer sagte: Zucker ist in der Vorstellung süßer als im Mund - im Mund löst er sich auf, in der Vorstellung nie. Wilno löste sich nie auf in der Vorstellung derer, die seit eh und je die Litwaks genannt werden.

Ich weiß noch, wie der Schuhmacher Schimen Dudak seine schlüssellochkleinen Augen verdrehte, die zottigen schwarzen Brauen in Richtung seiner Glatze hochzog und ausrief: „O Gott! Und was es dort für Schuhmacher gibt! Denen hat der Allmächtige selber die Ahlen geschärft.“

Ich weiß noch, wie der Schneider Schimen Bankwetscher, der mit dem zu kurz geratenen Hinkebein, sich in die Brunst warf und seinen fürstlichen Schnurrbart zwirbelte, wenn er prahlte: „Ich habe in Wilno nähen gelernt. Solche Schneider wie dort hat die Welt noch nicht gesehen. Die machen einen Buckligen zur ranken Tanne.“

Ich weiß noch, wie unser Ortstrottel Mottke, ein sanftmütiger Mensch, der immer weißgekleidet ging, als trüge er ein Leichenhemd, sagte: „Solch eine Stadt! Solch eine Stadt! Dort sind alle Leute Meschuggene. Alle!“ Und zungenschnalzend stimmte er sich selber zu.

Meine Großmutter, die wegen ihrer Frömmigkeit die Gottesbraut genannt wurde, war geradezu verrückt nach Wilno, sie wollte unbedingt einmal hin, flüsterte den Namen der Stadt wie den eines Geliebten und war jederzeit für ein Rendezvous gerüstet, mochte es noch so flüchtig sein - sie würde in der Großen Synagoge auf die Empore steigen, ein Gebet murmeln, und der Herrgott würde sie erhören, alle ihre Sünden vergeben, ihr Alter auslöschen wie eine Kerze und aufs neue ihre Jugend anfachen.

Jedoch ihr Traum sollte sich nicht verwirklichen. Ebenso wenig wie die Träume ihrer Verwandten und Landsleute, die bescheiden und nicht sehr erfolgreich ihre Arbeit verrichteten - Fischhändlerinnen, Hebammen, Schneider und Schuhmacher, Sattler und Tischler, Ladenbesitzer und Verzinner, die nach dem Willen des Allmächtigen oder nach dem Willen des Teufels ihre Erdentage beschlossen. Ich kann ihr, meiner Großmutter, der Gottesbraut, die Wahrheit über die Große Synagoge nicht mehr sagen. Ich kann es keinem der mehr als zweihunderttausend Juden sagen, die während des Zweiten Weltkriegs in Litauen umgekommen sind - nicht dem Säugling, der lebendigen Leibes in eine Grube geworfen wurde, nicht dem Greis, der noch im Feuer vor sich hin murmelte, was er von Kindesbeinen an zu beten pflegte: „Sch'ma-Jissro'el“.

Die Toten, genau wie die Lebenden, glauben nicht an eine Wahrheit, die ihnen keine Hoffnung läßt. Was denn - die Große Synagoge existiert nicht mehr? Wer sagt, daß von ihr keine Spur mehr übrig

ist? Wartet nur ab: Wenn der Messias kommt, werden wir, die Toten, aus unseren Gräbern auferstehen und als erste dorthin zum Beten gehen!

Schon lange vor dem unvorstellbaren Gemetzel, vor dem grausigen Kahlschlag, der in den litauischen Orten kein einziges Pflänzchen, keinen Trieb, kein Zweiglein vom Stamme Israels übrigließ, war sie, meine Großmutter, immer besorgt, daß auch nicht der leiseste Schatten auf ihren Traum fiel, auf ihre geliebte Stadt. Die erstrahlte für sie stets in all ihrer blendenden Schönheit.

Vor dem Krieg genoß nur ein Mensch aus unserem Marktflecken das Privileg, gelegentlich in IHR zu weilen - der Fuhrmann „Zimmes“-Pejssach, ein entfernter Verwandter meines Großvaters. Als er einmal aus Wilno zurückkam, fragte Großmutter ihn: „Nu? Was hast du zu erzählen?“ Sie erwartete von ihm Worte, die sie noch nie gehört hatte, Worte, die in ihrer geplagten, wolkenverhangenen Seele einen Regenbogen zum Erblühen brächten, doch Pejssach, der die alte Frau kannte, druckste lange herum, schniefte mit seiner roten Möhrennase und trat von einem Fuß auf den anderen, als stünde er nicht auf hölzernen Fußbodendielen, sondern auf einem Floß.

„Eine Stadt wie jede andere. Lärm, Gedränge, Dreck...Auf Schritt und Tritt Juden. Und Fuhrleute wie Sand am Meer.“ „Weiter nichts“ fragte Großmutter entsetzt. „Weiter nichts“, brummte der Fuhrmann und meinte es ehrlich. „Und die Große Synagoge?! Und das Grab vom Gaon?!...Und...Und...Und...“ Auf einmal war alles weg, was in ihr gebrodelt hatte, einfach zerbrochen, verflogen, verschwunden.

Die alte Frau hüstelte, als wolle sie sich etwas aus der Kehle räuspern, vielleicht ihre Enttäuschung, vielleicht auch den Zorn auf Pejssach. Der wurde verlegen, seine Augen, verschieden groß wie zwei Münzen ungleichen Wertes, begannen zu zwinkern, und er schlug versöhnlich vor: „Glaubst mir nicht? Dann fahr doch selber hin! Nach Jörn Kippur kann ich dich mitnehmen!“ Großmutter jedoch wurde nur noch wütender. „Um keinen Preis!“ zischte sie ihn an.

Mit jedem würde sie fahren, nur nicht mit ihm. Nicht nach Jörn Kippur, nicht zu Chanukka, niemals. Lieber ginge sie zu Fuß, allein, ohne Begleiter, als sich in seinen dreckigen Wagen zu setzen, der nach Pferdepisse und rohen Häuten stank. Mit jedem, aber nicht mit ihm, einem Mannsbild, Vielfraß und Trunkenbold, der außer Kneipe, Pferden und Straßenschmutz nichts auf der Welt wahrnahm. Rein nichts!

Bedankt soll sie sein für ihren Zorn und ihre Entrüstung - sie hat meine Träume gerettet, sie hat dafür gesorgt, daß die Laderäume eines Schiffes, das mit seinen Schätzen und Reichtümern durch unser stilles Wasser glitt, nicht besudelt wurden. Ihr verdanke ich es, daß meine Kindheit bis zu jenem schicksalhaften zweiundzwanzigsten Juni noch von dem Licht durchflutet war, welches aus den Fenstern der Großen Synagoge floß, dem Licht der Heiligkeit und des Glaubens; ihr verdanke ich, daß meine Kindheitstage auch weiterhin nicht den Geruch der groben Fuhrmannswahrheit, nach Pferdeurin und rohen Häuten, annahmen, sondern sich den Duft der Phantasie, welche die Seele beflügelt und in herrliche Gefilde entführte, bewahren konnten; ihr verdanke ich, daß ich einen unsichtbaren, treuen Talisman besaß, der mich vor Bosheit und Verzweiflung schützte.

Der Krieg trennte mich nicht von der Stadt meiner Träume.

Gewiß, ich träumte immer seltener von IHR, doch hin und wieder im Leben traf ich auf Menschen von DORT.

Im Güterwagen, als wir ins unbekanntere, nichts Gutes verheißende Kasachstan unterwegs waren, hörte ich: „Ich komme aus Wilno. Aus Yerushalayim de Lita.“ Ich vergaß das Gesicht des Mannes, der neben mir auf der rauhen Pritsche lag, deren Splitter sich wie Schmeißfliegen in meinen abgemagerten Körper bohrten, doch seine Stimme, heiser und dumpf vor Kummer, hat sich mir auf ewig eingeprägt.

Ich weiß nicht, wer dieser Mensch war - vielleicht ein Bäcker, der gegenüber der Großen Synagoge seinen Laden hatte, vielleicht ein Schneider, der aus Buckligen ranke Tannen machte, vielleicht ein Setzer aus der Druckerei, wo auf billigem Papier jüdische Bücher gedruckt wurden, vielleicht auch ein Thoraschreiber, der sein Leben lang keinen einzigen Fehler gemacht hatte. Man trug ihn auf einer Station nach Swerdlowsk aus dem stickigen, von Schweiß und Leid durchtränkten Güterwagen und legte ihn auf die kalte fremde Erde, und der frühherbstliche russische Schneesturm deckte ihn mit großen Flocken zu, hüllte ihn ein wie in ein Leichentuch.

Im klopfenden Rhythmus der unerbittlichen Räder, die uns ins Ungewisse fortbrachten, flüsterte ich wieder und wieder: „Ye-ru-sha-la-yim de Li-ta, Ye-ru-sha-la-yim de Li-ta!“

Was war das - Fiebergefasel oder beschwörendes Gebet? Wahrscheinlich doch eine Beschwörungsformel. Ich betete gegen meine Angst, gegen meine Hilflosigkeit, ich beschwor und verwünschte den

russischen Schneesturm, die russischen Weiten, die entgegenkommenden Züge, die unaufhaltsam in den Krieg eilten und unserem Güterzug heißen Lokomotivendampf, laute Soldatenlieder und Wellen eisiger Ausweglosigkeit entgegenschleuderten.

Wenn ich mich heute an jene Zeit zurückerinnere, dann ertappe ich mich bei dem Gedanken, daß der Tod meines Pritschennachbarn mehr bedeutete als nur das Verschwinden eines einzelnen Menschen. Zusammen mit ihm verwehte der Schneesturm auf der Bahnstation nicht nur den Rückweg nach Yerushalayim de Lita, sondern auch Yerushalayim de Lita selbst; er verhüllte mit dem Leichentuch die Ziegeldächer, auf denen Katzen umherspazierten wie Engel und Engel wie Katzen, die Pflasterdämme, wo jeder bucklige Stein einem Stück von Moses Gesetzestafeln ähnelte, die Große Synagoge mit ihrem Aron-kojdesch, dem heiligen Schrein; er begrub unter undurchdringlichen Schneemassen meine Träume.

Nein, nein, redete ich mir selbst zu, es kann keinen solchen Schneesturm geben, der eine Stadt zum Verschwinden brächte, nach welcher sich alle Juden Litauens sehnen; es kann keinen Wind geben, der diese Insel jüdischer Weisheit und Frömmigkeit ins Meer des Vergessens stieße. Die ist ewig und wird immer existieren! Gott, unser barmherziger, unser allmächtiger Gott wird nicht zulassen, daß solch eine unerhörte Ungerechtigkeit geschieht.

So beschämend es ist, aber in meinen Gedanken und Träumen hielt ich mich damals weniger an Vater und Mutter als vielmehr an ihn, den Allerhöchsten. Was vermochten schon meine Eltern? Sie konnten mich kleiden und ernähren und nicht einmal das richtig. Er hingegen konnte die Stadt meiner Träume retten, er konnte machen, daß alle Stürme verebten und alle Schneewehen schmolzen!

„Got is a tate! Gott ist unser Vater!“ Wer konnte damals, in der kasachischen Steppe, in dem erbärmlichen Dorf, wo wir lebten - ach, was heißt lebten: jeden Tag knapp dem Hungertod entgingen, wo sogar Esel und Schafe neugierig und mit unverhohlener Herablassung die jüdischen Flüchtlinge anglotzten wie Außerirdische - wer konnte ahnen, daß der Schneesturm - der russische, der deutsche, der litauische - stärker sein würde als der Herrgott!

Wer konnte das ahnen!

Aber sogar dort, inmitten endloser Steppen, durch die geschickte, unbarmherzige Schakale streiften und über denen scharfsichtige Adler kreisten und auf Beute lauerten, sogar dort, am Fuße des Ala-Tau, funkelte in einer verräucherten Lehmhütte noch ein kleiner Edelstein aus der Krone von Yerushalayim de Lita.

In dieser Hütte wohnte der Genosse Jizchak, der in der Kolchose als Buchhalter arbeitete. Zu jener Zeit waren in den ländlichen Gegenden Kasachstans Buchhalter genauso eine Rarität wie Sternezhähler. Wie sich später herausstellte, war der Genosse Jizchak weder Buchhalter noch Sternezhähler. Er war auch kein Genosse. Vor dem Krieg war Jizchak in der Sadowaja-Straße Rabbiner gewesen. Das einzige Zeugnis seines Rabbinertums war eine abgewetzte schwarze Scheitelkappe, die er niemals ablegte und die der Kolchosvorsitzende Nursultan für eine Tjube-tejka hielt. Nursultan bot ihm mehrfach eine neue an, bunt und aus gutem Stoff, aber Jizchak lehnte das Geschenk beharrlich ab.

Noch eine andere Eigenheit sah ihm der Kolchosvorsitzende nach. Abends versammelte Jizchak um sich die Flüchtlingskinder, die die kasachische Schule besuchten, und lehrte sie heimlich Hebräisch lesen und schreiben. Unter seinen Schülern waren Jungens aus Bobruisk, Slonim, Siauliai, Ionava und sogar zwei Kinder aus Leningrad. Er lehrte sie nicht nur lesen, sondern hielt sie auch an, den Sabbat und alle jüdischen Feiertage heiligzuhalten. An den Feiertagen verteilte Jizchaks Frau Ethel Geschenke - Fischbouletten und Gerstenfladen.

Doch nicht die Fischbouletten und die Gerstenfladen lockten die Kinder zu ihm. Das eigentlich Anziehende waren seine Erzählungen über seine Heimatstadt, über Wilno. Er erzählte uns vom Gaon Elijahu, von berühmten jüdischen Gelehrten und Verlegern, von Dichtern, die Yerushalayim de Lita besungen haben, und von reichen Leuten, die der Stadt ihre Gunst erwiesen. Diese Namen klangen für uns in der engen Hütte wie Sternennamen - es wurde hell um uns herum, und über dem Kopf eines jeden von uns erschien ein Nimbus aus unsichtbarem Licht; draußen lag nicht mehr das Dorf mit seinen Lehmhütten, sondern die Stadt, wo er, Jizchak, geboren war und wo - davon war er überzeugt - keine einzige Spur jüdischen Denkens, jüdischer Stimme, jüdischen Lebens und Webens verlorengehen konnte.

Wozu es verschweigen: Ich sah in Jizchak, dem gebeugten, hinfälligen, ein wenig stotternden Mann, nicht den Kolchosbuchhalter, auch nicht den Rabbiner, sondern den Stellvertreter Gottes in der endlosen kasachischen Steppe. Ich war ganz sicher, er würde in sein Yerushalayim zurückkehren, und mit

ihm würden vielleicht auch wir zurückkehren, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch in unseren Träumen. Im Traum ist der Weg immer kürzer.

Doch eines Tages, als ich aus der kasachischen Schule kam, sagte Mama zu mir: „Es ist was Schlimmes passiert...Jizchak ist tot.“ Einige sagten, er habe sich selbst umgebracht, andere meinten, er sei an Typhus gestorben, wieder andere, sein Herz sei stehengeblieben. Da war es nun gegangen und gegangen, Richtung Heimat, nach Wilno, nach Yerushalayim de Lita, und auf einmal war es stehengeblieben. Die Füße, die gingen vielleicht noch weiter, aber das Herz blieb stehen.

Bald danach ging auch Ethel. Sie wurde am Rande des Dorfes begraben, dort, wo die Gärten in die Steppe übergehen. Der Vorsitzende Nursultan hielt eine Grabrede. Er sprach kasachisch, und niemand verstand ihn. Auch der Tote verstand ihn nicht. Er wollte doch gewiß ein Kaddisch hören. Aber es war keiner da, das Kaddisch zu sprechen: Alle jüdischen Männer waren in der Armee - der Schneesturm hatte sie in seinen tödlichen Wirbel hineingezogen.

An jenem Tag, so scheint es mir, wurde ich erwachsen. An jenem Tag überfiel mich grausamer Zweifel. Mußten wir denn nur für den Rabbiner, Buchhalter und Sternezhler Jizchak das Totengebet sprechen? Vielleicht auch für meine Träume? Und, vielleicht...

Wenn man, hatte Großvater mich gelehrt, etwas ausspricht, was noch nicht geschehen ist, dann trifft es mit Sicherheit ein.

Nach Wilno - Vilnius - kam ich Anfang fünfundvierzig. Es war Ende Februar. Schnee fiel in dichten Flocken, und die verschneite, erst kürzlich befreite Stadt ähnelte einem Kranken, der zwischen dicken Federkissen im Bett liegt. Häuser mit abgerissenen Dächern, von schweren Panzerraupen aufgewühlte Straßen, Massen von Rotarmisten in steifgefrorenen Uniformmänteln und mit tief in die Stirnen gezogenen Ohrenklappenmützen; selten ein Passant, einen Brotlaib unter den Arm geklemmt; auf dem Bahnhofsvorplatz ein einsamer Kutscher, der auf einen Fahrgast wartete; das Pferd, dessen pergamentdünne große Ohren spielten; Kirchturmspitzen, die sich in den von bleiernen Wolken verhangenen Himmel bohrten, und Fenster, Fenster, Fenster mit zerschlagenen Scheiben, ohne Gardinen, ohne Gesichter, ohne Stimmen; ein verbogenes Schild in deutscher Sprache mit kaum erkennbaren Buchstaben - alles war fremd, unverständlich, flößte Furcht und Mißtrauen ein. Vergebens suchte mein Blick nach einem Zug, einem Laut, einem Detail, das die Stadt derjenigen anverwandelt hätte, von der ich so viel gehört hatte und die in meinen Kinderträumen gewesen war.

Das sollte SIE sein, Yerushalayim de Lita?

Würde etwa hier meine Tante Chawa, die alte Jungfer, ihren Auserwählten finden? Konnte etwa hier der Bäcker Rachmiel gegenüber der Großen Synagoge einen Laden eröffnen, dem der Allmächtige jeden Morgen einen Besuch abstatten würde, um ein Blätterteighörnchen mit Mohn zu verzehren, leicht wie ein Schmetterling?

Konnte denn hier der Onkel Leiser neben der Grabstätte des Weisesten aller Weisen, des Rabbi Eliahu, seine letzte Ruhe finden? Wo war sie, die Große Synagoge? Wo der Friedhof, auf dem die sterblichen Überreste des Gaon bestattet lagen?

Wo waren sie, die Leisers, Chawas, Rachmiels, die Schimschons und die Mottkes, wo die Jungen und Mädchen mit den klangvollen Namen - Judith und Ruth, Salomon und David?

Ringsumher nur Schnee, nur Schnee, nur Schnee.

Vielleicht hatte Mama mich an den falschen Ort gebracht? Vielleicht waren wir in einer ganz anderen Stadt gelandet, einer gewöhnlichen, unscheinbaren, langweiligen - nicht in Wilno, nicht in Yerushalayim de Lita? Vielleicht hatten wir uns in der Eile geirrt und Fahrkarten in die falsche Richtung gekauft?

„Wir sind schon richtig“, sagte Mama. „Ja...Aber wo sind denn...Wo sind sie denn alle?“ „Wer alle?“ „Die Juden...“ „Die Juden, Hirschele, die sind dort“, seufzte Mama und zeigte mit der Hand in den fallenden Schnee. Hinter dem Schneeschleier war nichts zu sehen. Nichts außer grauen Häusern, leblos wie Grabsteine.

Im Frühling, als die Bäume zu grünen begannen, ging ich nach Paneriai, nach Ponar.

Die Luft war frisch und rein. In Ponar sangen die Vögel, wie vor hundert Jahren. Sie zwitscherten so inbrünstig, so laut, daß man meinen konnte, auch die Toten müßten ihr Jubilieren hören. Achthunderttausend Tote. Von Zeit zu Zeit verließen die Vögel die Bäume, die noch nach verbranntem Menschenfleisch rochen, setzten sich auf die frühlingfrische Erde der Grabränder und pickten mit ihren Schnäbelchen den einen oder anderen Wurm, der nicht flink genug entwischte, aus dem lockeren Lehmbö-

den. Ich sah ihnen zu, und ein Schauer preßte mir das Herz zusammen. Mir schien, sie hackten nicht nach den Würmchen oder trügen kleine Fliegen, sondern nach dem Äuglein eines Wildfangs namens Chamele oder einer schwarzäugigen schüchternen Chanele.

Ponar war im Frühjahr, und vorher schon war die Große Synagoge, eben jene, in welcher der unsterbliche Geist des Rabbi Elijahu herrschte und von der der Bäcker Rachmiel geträumt hatte, seinen einträglichen Laden gegenüber zu eröffnen.

Ich stand vor den Ruinen der Synagoge und wurde das Gefühl nicht los, jetzt gleich, in der nächsten Minute, im allernächsten Augenblick müsse er, der Rabbi Elijahu, aus diesem Trümmerhaufen, aus dieser Mischung von Ewigkeit und Vergänglichkeit, aus diesem umgestürzten kraftlosen Eisengestänge auferstehen und mit lauter Stimme über die ganze Stadt, über ganz Litauen, über die ganze Welt hin ausrufen: „Juden! Tote und Lebendige! Nehmt Brechstangen und Spitzhacken, Äste und Stemmeisen! Eilt herbei von überall her - aus Marktflecken und Städten, aus Häusern und aus Gräbern! Die Große Synagoge soll nicht in Trümmern liegen! Ihr Dachdecker, deckt das Dach! Ihr Tischler, legt neue Fußböden! Ihr Glaser, verglast die Fenster! Ihr Schmiede, gießt neue Leuchter! Ihr Schneider, näht Talejssim! Bald ist Feiertag - Pessach! Wir feiern die Befreiung aus der ägyptischen Gefangenschaft! Eilt herbei, eilt herbei, denn es gibt keine schlimmere Gefangenschaft als das Vergessen!"

Ach, es kamen keine Dachdecker, keine Schneider, keine Schmiede, keine Tischler. Die Lebenden glotzten die Ruinen an und gingen weiter. Niemand nahm eine Handvoll Schutt auf, zerrieb sie zwischen den Fingern und streute sie sich wie Asche aufs Haupt.

Die sowjetische Gefangenschaft übertraf noch die ägyptische.

Während meiner Studienzzeit arbeitete ich, wie viele meiner Altersgefährten, mit am Wiederaufbau der Stadt - räumte Straßen, legte Parks an, pflanzte Bäume. Die Gnade der Sieger erstreckte sich auf alles außer jüdischen Werten.

In den Talmudschulen, wo sich jahrhundertlang junge Maimoniden die Köpfe zerbrochen hatten, um das Geheimnis der Erschaffung der Welt und der Bestimmung des Menschen zu enträtseln, wo im Dickicht langer Schläfenlocken Wahrheiten entstanden waren, befanden sich jetzt sowjetische Behörden, die nicht etwa Erkenntnisse über die Wege der Menschheit sammelten, sondern sich mit dem Sammeln wiederverwendbarer Altstoffe befaßten.

In jüdischen Schulen residierten farblose, eifrige Beamte, die Pässe mit Hammer und Sichel ausstellten oder an die Personalakten unzuverlässiger, halbzuverlässiger und zuverlässiger Bürger irgendwelche Zettel anhefteten.

In den von den Bolschewisten geschlossenen Druckereien, die vor dem Krieg in der gesamten jüdischen Welt einen stabilen Ruf genossen hatten, druckte man nun klägliche Abklatsche der Moskauer Zeitungen „Prawda“ und „Kommunist“, Stimmzettel, die keine Wahl ließen, und die „großen“ Werke des „Genius aller Zeiten und Völker“ Josef Stalin.

In dieser Finsternis, die sich über Yerushalayim de Lita gesenkt hatte, glommen noch ein paar spärliche Fünkchen: ein jüdisches Waisenhaus, wo dem jüngsten Gemetzel entkommene Kinder Unterschlupf fanden; eine jüdische Schule, in der noch die Buchstaben des uralten Alphabets zu hören waren; im ehemaligen Ghetto-Gefängnis gab es ein zum baldigen Untergang verurteiltes jüdisches Museum, wo nicht nur erhaltene gebliebene Dokumente zu den Museumsstücken zählten, sondern auch der Direktor Gutkowitsch und die wenigen Mitarbeiter.

Ich habe knapp fünfzig Jahre in Wilno gelebt und konnte noch einen Hauch erhaschen vom früheren, echten Yerushalayim de Lita meiner Träume, von seinem erhabenen, unbeugsamen Geist.

Wir, fast schon zu Russen geworden, ein durch fremde Einflüsse verstümmeltes Jiddisch sprechend, vom Inferno des Krieges in Gegenden verschlagen, wo man außer dem Wort „Jid“ nichts von unserem Volk wußte, - wir, die jungen Sprößlinge dieses Volkes, frierend und hungrig, rannten zu allen jüdischen Literaturabenden, die im Nachkriegs-Wilno veranstaltet wurden, begeistert begrüßten wir Gastkünstler aus Moskau - Perez Markisch und Kuschnirow -, und wir waren stolz, daß Dichter wie Abraham Suzkewer und Hirsch Oscherowitsch unter uns lebten.

Niemals wird in meiner Erinnerung der unvergleichliche Eindruck verblassen, den auf mich das Poem „Kol Nidre“ gemacht hat, vorgetragen von meinem Onkel, dem Damenschneider Mottl Kanowitsch. In seinem Haus auf dem Stalin-Prospekt trafen sich Liebhaber jüdischen Theaters und jüdischer Sprache: der schwerhörige Lehrer Rosenthalis, ein imposanter Mann mit großem Kopf, der an einen römischen Senator erinnerte; der Schneider Dogim, ein kohlrabenschwarzer Typ mit scharfer Stimme wie eine Feuerwehresirene; der zurückhaltend-stille Buchhalter Upnizki, der immer und überall etwas be-

rechnete oder überprüfte. Onkel Mottl, gebrechlich und lächelnd (Damenschneidern ist das Lächeln geradezu angeboren), trug ihnen allen ausdrucksvoll und mit einer Leidenschaft, die ihm sonst nicht eigen war, das soeben erschienene Poem vor. Das kleine Wohnzimmer, in dem die Lesung stattfand, weitete sich zum altgriechischen Amphitheater, und der Vortragende war kein schwächtiger Schneider mehr, sondern ein antikes Orakel.

Seine Stimme ließ die Luft erbeben, es bebte die Karaffe mit dem Kirschbranntwein, es bebten die Teller, es bebte die Seele. Tränen rannen über die Wangen der schweigenden Zuhörer. Auch ich weinte, obwohl ich nicht recht wußte, worüber.

Tränen gab es genug in jener Zeit, und Anlaß dafür boten nicht nur Verse. Jedes neue Jahr brachte neues Leid. Es kam das schreckliche Jahr dreiundfünfzig, wo allen Juden die Verbannung nach Sibirien drohte.

In den jüdischen Häusern trocknete man schon Zwieback für unterwegs. Aus den jüdischen Häusern trug man jüdische Bücher hinaus wie Tote. In der Dämmerung verbrannten unsere zu Tode erschrockenen Nachbarn auf dem freien Platz nahe dem Lukischki-Gefängnis in aller Eile alles Jüdische, vom harmlosen Schöngeist Mapu bis hin zum ersten und strengen David Bergelson. Sechzehn Bände der vorrevolutionären jüdischen Enzyklopädie trugen sie in die Nacht hinaus, wie sechzehn kleine Särge.

Die Flammen sollten mögliche Indizien beseitigen, gegenständliche Beweise einer Schuld, obwohl die Schuld in weiter nichts bestand als darin, zum Judentum zu gehören, unter einem jüdischen Dach zur Welt gekommen zu sein. Der Rauch von diesen Feuern hing über meiner Jugend, er vergiftete mir den Atem und die Zukunft. Was kann schlimmer sein als eine in Angst und Demütigung verbrannte Zukunft?

Damals machte ich mir noch nicht bis ins letzte bewußt, daß nicht nur Papier brannte, sondern die Stadt meiner Träume, Yerushalayim de Lita, und daß ich selbst nicht mehr war als ein schwelendes Hölzchen, bestenfalls ein Stück Glut.

Wie viele waren es! Wie viele sind im Wind einfach verglüht! Manchmal verwandelten sie sich in Sterne -wie Nechama Liwschizaite. Doch diese Sterne leuchteten nicht lange an unserem Himmel, weil immer wieder Wolken aufzogen.

Es begann der Exodus - schwer; aber unabwendbar. Die Stadt meiner Träume, Yerushalayim de Lita, schrumpfte zusammen wie das berühmte Chagrinleder.

Mit einer Hartnäckigkeit und Entschlossenheit, die der Makkabäer würdig war, gingen die Juden in die OVIR, die Abteilung für Visa und Registratur, so wie sie einst in die Große Synagoge gegangen waren.

Zum einzigen und ersehnten Ort wurde der holprige Bahnsteig des Wilnoer Bahnhofs mit seinen Öl- und Dreckpfützen, Gleis Nummer eins, wie dies. Eisenbahner sagten, Nummer sicher, wie die Juden hinzufügten. Sicher für die Reise aus Yerushalayim de Lita ins echte Yerushalayim, das ewige, durch nichts zu ersetzende.

Mitte der siebziger Jahre brachte ich einen alten Freund zum Bahnhof. Als er in den Zug einstieg, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß sein Wagen die Nummer Null trug. Null, also nichts.

„Na und?“ erwiderte er gelassen. „Wenn ich erst einmal dort bin, dann habe ich alles.“ „Was soll das sein?“ fragte ich. „Die Heimat“, antwortete mein Freund. „Das Ein und Alles für jeden Juden.“

Ich weiß nicht, ob ihm, dem Romantiker und Idealisten, dieses Ein und Alles wirklich genügte, doch damals auf dem Bahnsteig, wo junge Burschen flott und herausfordernd die „Hora“ tanzten, klang seine Antwort mehr als überzeugend. „Mit Gespenstern kann man nicht leben. So schön Träume auch sein mögen, eines Tages sind sie zu Ende.“

Wieso war ich nicht selbst darauf gekommen? Mein Freund hatte ja recht: Ich lebte unter Gespenstern und wurde allmählich selbst zum Gespenst. Die Große Synagoge - ein Hirngespinnst, das jüdische Museum - ein Phantom, die Häuser - gespenstische Truggebilde. Gespenst in der Vergangenheit, in der Gegenwart und vielleicht auch in der Zukunft. Tante Chawa, der Bäcker Rachmiel, Onkel Mottl, wie er das „Kol Nidre“ vorträgt, der Gaon Elijahu, die Witwe Romm...

Sogar mein liebster Mensch - mein Vater, ein hervorragender Schneider, der für die halbe Stadt genäht hatte - wurde auf einmal zum Gespenst. Jeden Tag - solange er noch gehen konnte! - begab er mit seinen vierundachtzig Unglücken (so bezeichnete Vater sein Alter) sich auf die Jagd. „Wo willst du hin?“ fragte ich ihn. Und er antwortete allen Ernstes: „Einen Juden einfangen!“ Er suchte sie im Bern-

hardiner-Park, auf dem Platz, der bis zur Ausrufung der Unabhängigkeit Litauens den Namen Lenins getragen hatte, am Ufer der Wilija, vor dem Hauptpostamt.

„Gestern habe ich zwei erwischt“, verkündete er stolz. „Den Schlosser Scholem und den Schuster...wie heißt er gleich...Nisson.“ „Und vorgestern?“ „Vorgestern nur einen -den Friseur Menasche. Seine Tochter will uns einmal zum Friedhof fahren...Auf dem Friedhof trifft man sonntags viele Juden, fast so viele wie im Konzert, wenn Schiljanski kommt...“

Es gab Tage, an denen Vater keinen einzigen Juden traf. Dann war er beim Heimkommen traurig und wortkarg, er haderte mit seinem Alter, mit dem Schicksal, mit der ganzen Welt. Seine Ausbeute verringerte sich von Tag zu Tag. Scholem emigrierte, Nisson beantragte die Ausreise.

Dabei brauchte mein Vater doch nur einen einzigen Juden - egal, ob es ein Gleichaltriger war oder nicht. Hauptsache, sie fanden eine Bank im Bernhardiner-Park und konnten in die warme Flut der Erinnerungen tauchen. Erinnerung, Erinnerung, Erinnerung: an die Bar Mizwa, die Hochzeit, den Dienst in der Armee -der litauischen, polnischen oder russischen. An den Tag des Sieges in Tilsit oder in Lublin...

Gewiß durchstreifen auch heute noch ebensolche Greise, wie mein Vater einer war, die Plätze und Parks, die Uferwege und die Wälder am Stadtrand. Sie irren umher und finden nicht, was gewesen ist und was nicht gewesen ist. Erschöpft, von Gottverlassen, schlafen sie unter Linden und Ahornbäumen ein und träumen, genau wie ich, von Yerushalayim de Lita, von der Stadt, in der sie entweder geboren wurden oder von der sie in ihrer fernen Kindheit gehört haben. Man darf sie nicht aufwecken. Sie haben nicht mehr die Kraft, in der Wirklichkeit zu leben, und nur noch wenig Kraft, im Traum zu leben. Wir dürfen nicht das Kaddisch für die Stadt sprechen. Besonders nicht, solange noch ein einziger Jude in ihr lebt - sei er alt oder jung, wach oder schlafend.

Ich will SIE nicht begraben.

Nicht begraben will ich ihre Straßen und engen Gäßchen, dünn wie die Leinen, auf denen seit eh und je der Juden Wäsche flatterte - ich hänge mein Leid und meinen Kummer mit daran auf; nicht begraben will ich ihre Ziegeldächer, auf denen Katzen umherspazieren wie Engel und Engel wie Katzen - ich steige auf den First und singe leise, nach Katzenart, von meiner Liebe zu diesem Himmel, zu diesem Mond, der vielen Generationen meiner Brüder und Schwestern geleuchtet hat; nicht begraben will ich ihre Pflasterdämme, wo jeder bucklige Stein einem Stück von Moses Gesetzestafeln ähnelt - ich mauere meinen Stein des Gedenkens mit hinein, der soll brennen bei jedem Schritt und erinnern an das Blutbad, an den Untergang Tausender und Abertausender völlig unschuldiger Leben.

Nicht begraben will ich die Große Synagoge - ich werde immer in ihr beten, und solange ich bete, kann niemand sie vom Antlitz der Erde tilgen, denn das Antlitz der Erde - das ist mein Antlitz und auch deines.

Ich will meine Träume nicht begraben.

Wer sagt, daß sie mit den ersten Sonnenstrahlen vergehen? Sie sind ja die einzige Sonne für alle, die verloren haben, was sie liebten.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 70/71 2001, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>